

ADOLF SCHUSTERMANN  
ZEITUNGSNACHRICHTEN-BUREAU  
BERLIN SO. 16, SPREEPALAST.

Zeitung: Berliner Tageblatt (Abendausgabe)

Adresse: Berlin

Datum:

6 FEB. 1912

Berliner Konzerte.

## Der Wert Des Unmodernen.

Von

Dr. Leopold Schmidt.

Nein, wirklich — das Neue in der Musik kann sich nicht mehr beklagen, daß es nicht genügend gehört und beachtet würde. Eher könnte man sogar von einer kritiklosen Ueberschätzung sprechen. Nicht selten wird heutzutage das Neue um des Neuen willen hinzugenommen, und man sieht Leute, die nicht imstande waren, die Gründe für ihr Wohlgefallen anzugeben. Werden von zweifelhafter Existenzberechtigung Beifall Matscher. Woher das kommt? Sicher nicht nur von der Furcht vor Blamage. Man stellt es zuweilen so hin, als habe die Angst, ein zweiter Wagner könnte unerkannt bleiben, unser Urteil unsicher gemacht. In der Tat haben die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte uns vorsichtiger und weitherziger werden lassen; und es erweist sich wohl hier noch eine andere Wandlung wirksam. Unleugbar ist die Erkenntnis vom Wesen und von der Bedeutung des Neuen in der Kunst gewachsen, und ich sehe in dem Interesse, das weitere Kreise der Entwicklung entgegenbringen, in ästhetischer Beziehung einen Fortschritt, ein kultivierteres Verhältnis der Massen zu künstlerischen Fragen. Wie anders war das vor zwanzig, dreißig Jahren! Man findet aber die Meisterwerke zu allen Zeiten dünn gesät, und die meisten fortschrittlichen Regungen verlaufen — das bedeutet keinen Vorwurf für die Lebenden — in unfruchtbarem Experimentieren. Wir dürfen und möchten deshalb die Fühlung nach rechts nicht verlieren, um die ohnehin so oft bedrohten reinen, ungetriebten Freuden aus unseren Konzertsälen nicht gänzlich auszuwischen. Es muß eine Kunst geben, die nicht nur beurteilt und im besten Falle bestaunt, sondern vertrauensvoll und ehrlich genossen wird. Sie allein befriedigt das Schönheitsbedürfnis der Menge; sie kann auch der Künstler nicht entbehren, der sich frisch und empfänglich erhalten und eines untrüglichen Maßstabes nicht verlustig gehen will. Kurz, in der Erfüllung eines letzten Kunstzweckes liegt der Wert des noch lebensfähigen Alten, den wir bei aller Vorliebe für das Neue ja nicht unterschätzen sollten.

Das achte philharmonische Konzert sah von jeder Berücksichtigung der zeitgenössischen Musik ab. Mit einem Gruß aus dem Lande der Romantik setzte es ein, mit

Webers nie veraltenden Oberon-Ouvertüre. Arthur Nikisch hatte die Nuance, keine Nuancen zu machen, und in schönem Ebenmaß floß das Stück dahin. Tschairowsths Violinkonzert gab Mischka Elman Gelegenheit, seine glänzende, temperamentvolle Virtuosität zu zeigen. Vom technischen Standpunkt läßt sich nichts gegen sein Spiel einwenden, da ist es bewundernswert; was man vermisst, ist Feinheit des Empfindens, künstlerische Noblesse. Mischka Elman spielt schon in so jungen Jahren erschrecklich auf den Effekt, auf einen möglichst intensiv sinnlichen Eindruck hin. Die an sich schon recht oberflächliche Musik dieses Konzertes konnte dadurch nicht gewinnen. Dann folgten die St.-Antoni-Variationen von Brahms. Nikisch entwickelt nicht (wie Steinbach) eine Variation aus der anderen, sondern trennt sie möglichst als gesonderte Stimmungsbilder. Auch diese Art hat ihre Berechtigung, und viel Feinbeleuchtetes kam dabei zum Vorschein. Am Schluß aber ging es noch einmal einen Schritt in die Vergangenheit zurück: Robert Volkmanns D-moll-Symphonie erklang, ein Abglanz längst vergangener Tage. Gerade solche Werke, die keinen Gipfelpunkt bezeichnen und doch vornehmste und meisterlichste Kunst sind, verfallen nur zu leicht ungerechter Vergessenheit. Auf sie sollte man viel öfter zurückgreifen und dafür lieber so viel anderes Minderwertiges, das wir mitanhören müssen, beiseite lassen. Wir danken es Nikisch, daß er an dies Werk und seinen Meister erinnert hat, und der nicht allzu enthusiastische Beifall möge ihn nicht abschrecken, gelegentlich wieder Ähnliches zu versuchen.

Die wohlthuende Atmosphäre dieses, wenn man will, reaktionären Konzertes konnte nur der recht würdigen, der es nicht versäumt, auch die Neueren und Neuesten aufzusuchen und sich mit ihnen, so gut es geht, auseinanderzusetzen. Freilich stößt er da zuweilen auf Erscheinungen, die auch dem Geduldigsten und Gutwilligsten das Mitgehen unmöglich machen. Arnold Schönberg hat schon bewiesen, daß er ein begabter, sehr begabter Musiker ist; aber er gefällt sich mehr und mehr darin, seltsame Wege zu gehen. Es gibt eine Originalität, die sehr billig ist. Am Sonntag vormittag sah im Harmoniumsaal eine kleine, hier und da lächelnde Gesellschaft und hörte zu, wie Egon Petri auf dem Klavier herumtippte, und Jean Winterhitz-Dorda in einer Art psalmodischem Ton angebliche Lieder (nach Texten von Stefan George, Maeterlinck und anderen) vor sich hinstimmte. Gines wie das andere. Wir wollen hier nicht

sichtslosen Gewagtheit der klanglichen Kombinationen sprechen. Die kühnste Harmonik würde mich nicht stören, wenn sie irgend etwas zum Ausdruck brächte. Aber etwas ähnlich Langweiliges und Erfindungsloses ist mir noch nicht vorgekommen. Gegen diese Musik braucht man nicht zu kämpfen, sie brinat sich selber um.

# Klose & Seidel

Bureau für Zeitungsausschnitte.  
Berlin NO. 43, Georgenkirchplatz 21<sup>1</sup>

(Liest die meisten Zeitungen und ist das  
bestorganisierteste Bureau Deutschlands.)

Zeitung: Berliner Tageblatt

Ort: \_\_\_\_\_

Datum: 6. Feb. 1912

Das achte philharmonische Konzert sah von jeder Berücksichtigung der zeitgenössischen Musik ab. Mit einem Gruß aus dem Lande der Romantik setzte es ein, mit

Webers nie veraltenden Oberon-Ouvertüre. Arthur Nikisch hatte die Nuance, keine Nuancen zu machen, und in schönem Ebenmaß floß das Stück dahin. Tschairowsths Violinkonzert gab Mischaelman Gelegenheit, seine glänzende, temperamentvolle Virtuosität zu zeigen. Vom technischen Standpunkt läßt sich nichts gegen sein Spiel einwenden, da ist es bewundernswert; was man vermißt, ist Feinheit des Empfindens, künstlerische Noblesse. Mischaelman spielt schon in so jungen Jahren erschrecklich auf den Effekt, auf einen möglichst intensiv sinnlichen Eindruck hin. Die ansich schon recht oberflächliche Musik dieses Konzertes konnte dadurch nicht gewinnen. Dann folgten die St.-Antoni-Variationen von Brahms. Nikisch entwickelt nicht (wie Steinbach) eine Variation aus der anderen, sondern trennt sie möglichst als gesonderte Stimmungsbilder. Auch diese Art hat ihre Berechtigung, und viel Feinbeleuchtetes kam dabei zum Vorschein. Am Schluß aber ging es noch einmal einen Schritt in die Vergangenheit zurück: Robert Volkmanns D-moll-Symphonie erklang, ein Abglanz längst vergangener Tage. Gerade solche Werke, die feinen Gipfelpunkt bezeichnen und doch vornehmste und meisterlichste Kunst sind, verfallen nur zu leicht ungerechter Vergessenheit. Auf sie sollte man viel öfter zurückgreifen und dafür lieber so viel anderes Minderwertiges, das wir mitanhören müssen, beiseite lassen. Wir danken es Nikisch, daß er an dies Werk und seinen Meister erinnert hat, und der nicht allzu enthusiastische Beifall möge ihn nicht abschrecken, gelegentlich wieder Ähnliches zu versuchen.

Die wohlthuende Atmosphäre dieses, wenn man will, reaktionären Konzertes konnte nur der recht würdigen, der es nicht verächtet, auch die Neueren und Neuesten aufzusuchen und sich mit ihnen, so gut es geht, auseinanderzusetzen. Freilich stößt er da zuweilen auf Erscheinungen, die auch dem Geduldigsten und Gutwilligsten das Mitgehen unmöglich machen. Arnold Schönberg hat schon bewiesen, daß er ein begabter, sehr begabter Musiker ist; aber er gefällt sich mehr und mehr darin, seltsame Wege zu gehen. Es gibt eine Originalität, die sehr billig ist. Am Sonntag vormittag saß im Harmoniumsaal eine kleine, hier und da lächelnde Gesellschaft und hörte zu, wie Gaon Petri auf dem Klavier herumtippte, und Frau Winternik-Dorda in einer Art psalmoidischem Ton angebliche „Lieder“ (nach Texten von Stefan George, Maeterlinck und anderen) vor sich hin träumte. Gines wie das andere. Wir wollen hier nicht von der rück-

sichtslosen Gewagtheit der klanglichen Kombinationen sprechen. Die kühnste Harmonik würde mich nicht stören, wenn sie irgend etwas zum Ausdruck brächte. Aber etwas ähnlich Langweiliges und Erfindungsloses ist mir noch nicht vorgekommen. Gegen diese Musik braucht man nicht zu kämpfen, sie bringt sich selber um.

Modernes und Altes gemischt bildete den Inhalt des Programms, mit dessen meisterhafter Ausführung Karl Fleisch am Freitag seine Hörer in helle Begeisterung versetzte. Aber auch hier mußte die Vergangenheit für die Gegenwart entschädigen. Das „Scherzo capriccioso“ von Max Lauritschus, dem der Konzertgeber zu lautem Erfolg verhalf, ist ein effektiv gesehtes Virtuosenstück, nicht mehr. Einen musikalisch bedeutsamen, geschweige denn tiefen Inhalt sucht man darin vergebens, und die Art, wie der Komponist das Orchester zur Solostimme geseht, erschien mir wenig vorteilhaft. Doch das war bald vergessen, als Joachim's „Konzert in ungarischer Weise“ an unser Ohr schlug und die Erinnerung an unvergeßliche Eindrücke weckte. Wie oft habe ich dies Werk von dem Meister selber gehört, dessen schöpferische Potenz sich hier so glücklich offenbart! Fleisch, der zuvor schon Beethovens Konzert gespielt hatte, trug das Ungarische mit vollendeter Beherrschung des Stils und der rechten Mischung von Temperament und Vornehmheit vor, die auch das Zigeunerische bei Joachim adelte und in die reinste Kunstsphäre erhob. — Solange solche Traditionen noch lebendig sind, brauchen wir uns von den Exzentrikeritäten des Tages nicht beunruhigen zu lassen.